

Glaubenskünder Krieg.

Man hat immer gewußt, daß zur Ausrüstung eines untadeligen Soldaten die Religion gehört. Der oberste Kriegsherr Deutschlands ist nie müde geworden, es seinen jungen Kriegern einzuschärfen. „Wer kein braver Christ ist, der ist kein braver Mann und kein preußischer Soldat und kann unter keinen Umständen erfüllen, was in der preußischen Armee von einem Soldaten verlangt wird.“¹ Aber man ahnte vor dem Ausbruch des größten Krieges der Weltgeschichte nicht, daß gerade in ihm die religiöse Ausrüstung der Völker so hell schimmern werde. Der Friede, den dieser Krieg zerbrach, schien den Gottesglauben in der Menschheit dem Untergange nahe bringen zu wollen; die Freunde der Religion fragten sich auch in den Ländern deutscher Zunge mit Besorgnis, ob Zerstreuung, Diesseitigkeit und selbstgenügsamer Stolz nicht in ständigem Vordringen begriffen seien.

Da rollten die Kriegsdonner über die Erde hin und riefen Taubgewordenen in die Ohren, was die dünnen Stimmen menschlicher Glaubensprediger nicht hatten durchsetzen können. In den Flammenzeichen, die von den Grenzen her in die Länder loderten, las man neubewährt, was man als überholt und altväterlich soeben noch den Schriftstellern wehren wollte. Kein mühsames philosophisches Herspinnen a priori ist es, sondern ein überwältigender Anschauungsunterricht, der die Welt seit sechs Monaten wieder an die Bedeutung und Wahrheit des Gottesgedankens zu glauben zwingt².

1. Die Religion gab den Menschen die Zuversicht, deren sie angesichts des Kriegsunkheiles bedurften. Mit lähmendem Schrecken fuhr es durch die Gauen: Der Kriegszustand ist verhängt — Die Mobilmachung ist befohlen — Der Krieg ist erklärt. Wie sollte das Ringen mit der Welt von Feinden enden? Da wiesen gerade die Führer und Fürsten,

¹ Die Reden Kaiser Wilhelms II., herausgegeben von J. Penzler, Leipzig, Reclam, II 71.

² Die Belege für vieles im folgenden nur Andeutbare enthält des Verfassers Broschüre: Der Gottesbeweis des Weltkrieges³, Münster 1914.

die doch am besten die natürliche Kriegsbereitschaft kannten, mehr als auf diese zu Gott empor. So klang es in Wien, in Berlin, in München, Stuttgart, Dresden, und wo nicht? „Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Waffen den Sieg verleihen werde.“ „Unsere Sache ist gerecht, Gott wird uns nicht verlassen.“ „In Demut beuge ich meine Waffen vor dem allmächtigen Lenker des Völkergeschicks.“ „Ich möchte meine Lieben im ganzen Lande bitten, sie möchten zu Gott beten, und dieser wird gewiß auch unser Gebet erhören und den Sieg auf uns fallen lassen.“ In der Ansprache, die Kaiser Wilhelm am 3. Dezember vor den Abordnungen der zur Armeeabteilung Woyrsch gehörenden und der österreichischen Truppen hielt, sagte er: „Wir werden weiter kämpfen mit Erfolg wie bisher, denn der Himmel ist auf unserer Seite. Mit Gott werden wir uns einen langen Frieden erkämpfen.“¹

Die Kriegsrüstung darf sowenig als ein anderes Pflichtgeschäft die Hände in den Schoß legen, um zu beten. Aber nachdem sie so umfassend und ausdauernd gearbeitet hat, als läge der Sieg an ihr allein, fehlt dennoch zum Siege noch das Licht, das den rechten Augenblick erhebt, die Kraft und die Stählung, die bei den unsäglichen Strapazen und im entscheidenden Kampfe durchhalten machen, die Vorsehung über die unberechenbaren Zufälle, die das Glück der Schlachten bilden. Menschen rüsten zum Kampfe, Gott allein rüstet zum Siege. Darum bitten aus dem Felde die Starken so flehentlich um das Gebet der Daheimgebliebenen. Bete weiter, Mutter, „denn ohne Gebet geht es wirklich nicht“. Ein Krieger der Kronprinzenarmee schrieb aus Apremont nach Zürich: „Es ist eine ernste Zeit über unser Vaterland hereingebrochen. Wird es uns gelingen, sechs Gegner zu gleicher Zeit zu schlagen? Die Übermacht ist groß. Offen gestanden, was mir persönlich das feste Vertrauen zu einem endgültigen Siege über alle unsere Feinde gibt, ist nicht allein die eiserne Disziplin, die strenge Mannszucht, das Einsetzen der ganzen Kraft unserer Truppen, es ist auch nicht allein das feste Vertrauen, das jeder Einzelne unseren teilweise ausgezeichneten Führern schenkt, nein, dies und vieles andere Gute, das wir Deutschen haben, allein macht es nicht, das ist in meinen Augen nur die eine Hälfte zum Sieg; sondern es ist vielmehr eine Arbeit, die in der Heimat getan wird von alt und jung, von ebensolcher Bedeutung und deshalb, wenn ich sagen darf, die andere Hälfte zum Sieg:

¹ Kölnische Volkszeitung Nr 1056, 9. Dezember 1914.

es sind die Gebete vieler deutschen Mütterlein und gottesfürchtiger Männer, die unserer Truppen und ihrer Führer fürbittend jeden Tag gedenken.“¹

Was die Zuversicht in Volk und Heer am tiefsten stärkte, war der Glaube an die göttliche Gerechtigkeit. Wohl dem, der glauben darf, daß er um eine gerechte Sache streitet! Er kämpft, da Gott die Gerechtigkeit ist, unter dem Schilde des göttlichen Wohlgefallens, und obwohl auf der Erde, die nicht die letzte Heimat der Menschen ist, dem Rechte nicht jedesmal der Sieg zufallen braucht, so hat doch der Gerechte einen Titel auf den Sieg, dessen sich der Ungerechte keineswegs erfreut. General v. Lochow rief seinem dritten Armeekorps am 31. Oktober, dem Tage nach der Erstürmung des festen Bailly, zu: „Gott wird uns, wie gestern, weiter helfen, wenn wir zu ihm halten; denn Recht muß Recht bleiben.“² Was äußerten die Menschen mehr, hoch und nieder, geistlich und weltlich, als immer wieder: „Gott wird unsere gerechte Sache schützen!“ Das war das entscheidende Wort, das „Amen“, womit sie menschliche Berechnungen beendeten, zuweilen sogar unterbrachen. „Sie müssen uns weichen, denn mit uns ist Gott.“³

Der Soldat, der die letzten gottvertrauenden Worte aus den Kämpfen in Flandern schrieb, stand bei einer Munitionskolonne. Nach einigen Zeilen über die Schrecken der Schlacht versicherte er: „In solchen Stunden weiß man erst, was einem Menschen die Religion ist, und wenn man seine Hoffnung auf Gott und die liebe Mutter Gottes gesetzt hat, fühlt man sich ganz ruhig, mag kommen, was will.“ Viele Briefe bezeugen ebenso, daß die Kämpfer Ruhe, inneres Gleichgewicht, Mut aus der Gewißheit schöpfen, daß sie, wenn auch für den Sieg des Vaterlandes nach Gottes Willen fallend, in Gottes Händen sind. Die Soldaten wissen, daß die in Gott für das Vaterland Gestorbenen bei Gott leben; sie empfinden stärker als je die Wirklichkeit des unssterblichen Himmels. Darum erweckt es ihnen durchaus keine Glaubenszweifel, wenn sie bei Gefallenen in Stücke zerschossene Rosenkränze finden. Getroßt schreiben sie den toten Kameraden an die Gräber: Auf Wiedersehen! Ein Nürnberger Gymnasialprofessor, der in den Vogesen fiel, hatte an seine Schüler Abschiedsworte gerichtet: „daß es mir jetzt angesichts des Todes klarer als je geworden, daß eine

¹ Neue Zürcher Nachrichten Nr 280, 2. Blatt, 10. Oktober 1914.

² Deutsche Tageszeitung Nr 617, 5. Dezember 1914.

³ Fränkisches Volksblatt Nr 280, 25. November 1914.

allmächtige Hand über uns waltet und daß wir ohne kindliches Vertrauen auf diese Hand nichts sind. In diesem Glauben hoffe ich auch, wenn es nötig sein sollte, getrost und mutig in den Tod zu gehen"¹. Was alte Soldaten uns sonst erzählten, daß sie nie sich Gott näher gefühlt hätten als in der Schlacht, das bestätigen in ergreifenden Worten Kämpfer unserer Tage. Ein Münsterischer Musketier schrieb nach Empfang des Eisernen Kreuzes an die Eltern: „Gott tröste euch und führe mich durch diese ernsten Stunden für immer an sein Herz. Auf Wiedersehen, spätestens in der ewigen Reserve!“

Das letzte der „Zehn Gebote des Landsturmmannes“ in Nr 1 des prächtigen „Landsturmboten von Brieß“ mahnte: „Fürchte Gott und neige dich in Demut vor dem Willen des Allerhöchsten.“ Die Gottesfurcht war es, die die Sittlichkeit der Soldaten schützte. Die Kraft von oben und der Glaube, sagen sie, halfen uns, daß wir nicht unsere strenge Soldatenpflicht vergaßen². Sie wehrt den Leidenschaften, denen das Kriegerleben so manches Tor zu öffnen geeignet wäre. „Ein deutscher Soldat vergreift sich nicht an fremdem Eigentum, da wir jeden Tag den Tod vor Augen haben müssen und jeden Augenblick vor Gottes Richterstuhl erscheinen können.“ Es ist rührend, in den Briefen starker Krieger Beweise sittlichen Zartsinns zu finden, wie sie z. B. Messen bestellen lassen „für gefallene Kameraden, denen ich vielleicht etwas schuldig bin, was ich vergessen habe“, oder eine Mahnung nach Hause schicken: „Auch wir, wie Du weißt, haben den lieben Gott beleidigt; jetzt bitte ich Dich, erwecke mit mir Reue und Leid, damit Gott uns unsere Schuld vergebe.“

Die Religion macht den Menschen zufrieden und gut. Durch die Ausweitung seines Blickes nach aufwärts versöhnt sie ihn mit den Härten seines Weges und erfüllt ihn mit Hoffnung und Freude; durch ihre Verehrung der unendlichen Reinheit und Liebenswürdigkeit Gottes und ihre Predigt dessen, was jenseits des Grabes kommt, erzieht sie den Staubegebenen, mit geistiger Kraft das Gute zu lieben und das Böse zu hassen. Die Religion hat diese Schutzengelbedeutung für jedes Menschenleben, auch für das friedliche. Aber im Kriege, wo die Ansprüche an die sittliche Kraft des Menschen ins Ungemessene wachsen, da hört man ihre Engelsittiche stärker rauschen. Der Schlachtdonner schafft Stille für die Laute

¹ Kölnische Volkszeitung Nr 854, 1. Oktober 1914.

² Ein Brief mit kräftigem Ausdruck dessen stand im Kirchlichen Anzeiger für die katholischen Gemeinden von Dortmund Nr 38, 15. November 1914.

des Himmels; die phrasengeblähten „Religionen des modernen Menschen“ schweigen, in ihre Gehaltlosigkeit zusammengesunken. Nur Ernstes gilt im Kriege, nur Echtes.

2. Heimat und Heer, das zweite vor allem, haben die Bedeutung der Religion mit Bewußtsein erfaßt. Die Hochschätzung des Glaubens wurde unverhohlen ausgesprochen. Soldaten, die wieder einmal am Gottesdienste teilnehmen konnten, gaben hohe Freude kund. „Das ist das höchste Glück, was man in diesen schweren Tagen haben kann.“ „Wenn ich jemals Sehnsucht nach einem Kirchgange gehabt habe, dann jetzt.“ „Soeben habe ich die erhebenste Stunde meines Lebens erlebt.“ Ein durch die Schulter Geschossener, der bei den Gardejägern in Potsdam gedient hatte, schrieb nach einer blutigen Zeitspanne, wie übrigens unzählige andere: „Mancher, der lau gewesen, hat in diesen Tagen wieder beten gelernt. . . . Welch unsagbaren Trost bietet uns doch nicht unsere heilige Religion!“¹

Eifrige religiöse Betätigung begann sogleich mit der Mobilmachung. Über die zur heldenmütigen Tat Bereiten kam, weil es auf Tod und Leben ging, etwas vom Ewigkeitskernste der Sterbenden; während soeben noch Vielbegehrtes verlassen lag, wurden die religiösen Werte mit unerhörtem Zudrang gesucht. Das ganze Land wurde zum Gotteshaus. Die Sakramente wurden gespendet auf Bahnhöfen, in Kasernen, Wirtschaftshäusern, unter Bäumen, im Gesträuch, in Eisenbahnwagen. Ein Gebetssturm, von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten gefördert, setzte ein und mobilisierte eine Armee von Vetern, die in tausend Formen den Weg zum Herzen des die gerechte Sache schirmenden, aber auch, da man begangene Schuld offen gestand, des gnädigen Gottes suchte.

Die Zeugnisse für die religiöse Haltung der im Felde Stehenden lassen sich nicht mehr überschauen. Gewiß muß man sich davor hüten, Einzelheiten, die berichtet werden, so zu verallgemeinern, daß man bedauerliche Lücken und Schwierigkeiten der religiösen Betätigung draußen nicht mehr sieht; aber die große Zahl der Einzelheiten und die Bestimmtheit auch umfassender Zeugnisse nötigen, einen wahren Aufschwung des Glaubenslebens anzunehmen. Das „Bamberger Volksblatt“, um ein Beispiel aus vielen herauszugreifen, brachte in einer Reihe von Nummern neben Soldatenbriefen Auszüge aus Schreiben der rund sechzig Geistlichen, die aus der

¹ Bölnische Volkszeitung Nr 983, 15. November 1914.

Erzbischofse Bamberg außer den Alumnus des Klerikalseminars einberufen waren. Da drängt ein schöner Zug den andern. Ein Hauptmann bezeugt: „Trotz aller Mühsale und schweren Verluste herrscht in unserem Heere ein ganz ausgezeichneter Geist und eine hohe Begeisterung. So mancher hat auch eine vollständige Wandlung seines inneren Menschen durchgemacht. Das religiöse Leben blüht bei unsern Truppen in der schönsten Weise.“¹

Regelrechte Feldgottesdienste sind weder bei den Vorposten noch bei den in der Reserve stehenden, sondern gewöhnlich nur bei den in Ruhe befindlichen Truppen möglich; aber da genießen sie großer Beliebtheit und verlaufen erbaulich. Die Hauptleute selbst bitten um Feldgottesdienste oder zeigen sich erfreut, wenn ein Geistlicher ihnen die Möglichkeit dazu eröffnet. „Unabsehbare Kolonnen betender Soldaten und auch Offiziere, diese Schlachtlinie (von Vetern) muß dem lieben Gott gefallen.“² Die Leute singen aus voller Brust die lieben heimischen Kirchenlieder, besonders das „Großer Gott, wir loben dich“, das sie immer wieder verlangen. „Unbeschreiblich, wie das klang!“³ Vielen freilich ersticken die Tränen die Stimme; auch bei der Predigt sieht man Krieger wie die Kinder weinen. Zuweilen zieht am Sonntag der Geistliche von einem Truppenteil zum andern „wie ein Filialkaplan“.

„Unsere braven Krieger beschämen durch den Eifer im Empfang der Sakramente die Zuhausegebliebenen.“⁴ Ein Bamberger Fünser, Radfahrer, der mit seinem Rade schon vieles erlebt hatte, erzählt: „Heute früh wurde uns Gelegenheit geboten, uns mit Gott auszusöhnen. Sollte es Gottes Wille sein, dann kann uns jederzeit der Tod ereilen; wir fürchten ihn nicht. . . . Hier lernen viele beten. Diejenigen, die schon in der Kaserne an keinen Herrgott glaubten, lernen ihn jetzt kennen. Gerade sie fürchten sich vor dem Sterben.“⁵ Der Priester, der den Fünsern an Kirchweih den ersten Gottesdienst seit ihrem Ausmarsch hielt, bemerkte echt bayrisch, daß er „scharfen“ Beichtstuhl gehabt habe, und fügt dem Bericht, daß fast 300 Offiziere und Mannschaften des 3. Bataillons kommunizierten, bei: „Ich rechne diese beiden Tage zu den schönsten im ganzen Kriege.“ Wie sehr die Soldaten ihrerseits die Gnade schätzten, veranschaulicht mit erquickender Natürlichkeit der Brief eines Tapfern aus dem obersten Frankenwald: „Denke Dir, wir hatten heute zum erstenmal

¹ Nr 276, 24. November 1914.

² Nr 255, 31. Oktober 1914.

³ Nr 252, 28. Oktober 1914.

⁴ Nr 278, 26. November 1914.

⁵ Nr 257, 3. November 1914.

eine heilige Messe gehört, und ich konnte beichten und kommunizieren. Dies ist mir Kirchweih genug, und vergesse gern das gute Essen und Trinken zu Hause.“¹ Ein Geistlicher schreibt aus Frankreich: „Schade, so denke ich mir oft, daß der Heilige Vater Pius X. diese große Zeit nicht mehr erleben konnte. Sein Programm über die öftere heilige Kommunion wird von unsern Kriegssoldaten geradezu glänzend verwirklicht.“² Die einheimischen Geistlichen staunen über das rege katholische Leben. Abflusungen des Eifers stellen übrigens die Feldgeistlichen fest; die Soldaten, die in der Front kämpfen oder aus der Front kommen, zeigen sich für die Religion empfänglicher als die bei den Kolonnen. Ein Seelsorger bei solchen, die ins Feuer ausrückten, äußert: „Da sieht man erst, was echte und rechte praktische Religion ist und heißt. Man erlebt da Szenen, die man nicht wieder vergessen kann.“³

Da bei den ungeheuer ausgedehnten Kampflinien und dem bewegten Kampfleben manche Truppenteile den Geistlichen kaum zu sehen bekommen, obwohl den unmöglich zureichenden Divisionspfarrern nachträglich Feldhilfsgeistliche beigegeben wurden und zugleich die Geistlichen der Feld-, Kriegs- und Stappenlazarette nach Gelegenheit aushelfen, sorgen die Leute auch selber für ihre Andachten. Man findet sie in der Kirche, wo sie gemeinsam und laut ihr Morgen- und Abendgebet verrichten. Fleißig wird der Rosenkranz gebetet, auch auf Posten und in den Laufgräben. Ein Geistlicher hat geradezu um Rosenkränze als Liebesgaben; so viele habe er schon kommen lassen, aber alles sei wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ein bayrischer Landwehrmann, der seinen Rosenkranz im Unterstand verloren hatte und im französischen Dorf trotz Herumfragens keinen neuen bekam, wandte sich an die geistliche Behörde in Straßburg, ihm doch einen neuen, geweihten Rosenkranz zu schicken; er wolle den Geber in sein Gebet einschließen und ihn Zeit seines Lebens nie vergessen. „Bin Vater, habe Weib und Kind daheim.“ „Wenn mir bis jetzt der Untergang drohte, so habe ich zu meinem Rosenkranz gegriffen, und ich fand süßen Trost bei ihm; daher der Verlust desselben von großem Schmerz für mich ist. Wenn ich meinen Geldbeutel mit 20 Mark verloren hätte, täte es mir nicht so weh.“⁴ Ein anderer bayrischer „Barbar“ und „Hunne“ konnte, indem er vom dauernden Entbehren des Gottesdienstes und der

¹ Nr 251, 27. Oktober 1914; Nr 252, 28. Oktober 1914; Nr 257, 3. November 1914. ² Nr 297, 18. Dezember 1914.

³ Nr 255, 31. Oktober 1914.

⁴ Nr 252, 28. Oktober 1914.

Sakramente berichtete, dennoch an die Eltern schreiben: „Ich habe bis jetzt mein Gewissen so gut wie möglich rein gehalten und werde es auch noch weiterhin so machen.“¹ Gelingt es einem Feldgeistlichen, bis zu den Schützengräben vorzudringen, sogar diese regelmäßig zu besuchen, wenn auch unter steter Lebensgefahr, mit kugeldurchlöcherter Kleidung, nur nächtlicherweise, so kommt es vor, daß ihm alle Mannschaften eines Grabens die Hand vor Freude küssen. Wie sehr die Verwundeten und Sterbenden nach den Priestern sich sehnen, brauchen wir aus dem „Bamberger Volksblatt“ nicht weiter auszuziehen. Nur noch ein Zeugnis. „Unter den Toten war auch unser Ministersohn Helmuth v. Breunig, der in geradezu erbaulicher Weise die heiligen Sterbesakramente empfing und gottergeben als Held des Vaterlandes starb. Einen solchen Mann kann man um seinen seligen Tod nur beneiden. Überhaupt hätte ich es nie für möglich gehalten, daß in unsern Soldaten ein so tiefer Kern echten und wahren religiösen Lebens stecken könnte.“²

Die Bemerkung, daß bei Abgestandenen und Abgefallenen eine Umkehr stattgefunden habe, kehrt in veröffentlichten und nichtveröffentlichten Briefen immer wieder. Die Spötter und Leugner, heißt es, seien immer kleinlauter geworden, und im Feuer hätten sie sich zu Gott gewandt wie ihre Kameraden alle. „Die Lauen, sie mögen alle in den Krieg ziehen, hier werden sie anders!“ Es kam vor, daß solche, die früher über Religiöses zu witzeln liebten, jetzt vorbeteten. Andere riefen den Kameraden zu: „Jungens, beichtet, ich habe es auch getan.“ Nur vereinzelt werden Beispiele des Unglaubens berichtet, und sie traten als Ausnahmen hervor. Wie ein sterbender Franzose dem Geistlichen erwiderte: „Ich bin doch nicht mehr als ein Tier“³, so wäre nicht wunderbar, wenn auch anderswo verstockte und verzweifelte Gesinnung bis in den Tod hinein standgehalten hätte.

Von den Armeen der zwei Kaiserreiche des Dreibundes steht fest, daß sie „mit Gott“ kämpften⁴. Aber auch wenn später die Tatsachen aus

¹ Nr 257, 3. November 1914.

² Nr 247, 22. Oktober 1914.

³ Germania Nr 394, 29. August 1914.

⁴ Es ist merkwürdig, in welchem Gegensatz zu den Tatsachen die Äußerung des Monistenführers Ostwald bei einer „halbamtlichen diplomatischen“ (?) Reise nach Schweden steht: „Jedoch will ich betonen, daß der Herrgott bei uns für den persönlichen Gebrauch des Kaisers reserviert ist.“ Näheres siehe Königsche Volkszeitung Nr 977, 12. November 1914; Nr 1091, 21. Dezember 1914; Nr 1099, 28. Dezember 1914; Reichspost Nr 606, 21. Dezember 1914; Vossische Zeitung Nr 647, 21. Dezember 1914; Nr 652 Weilage, 23. Dezember 1914.

andern Armeen mehr bekannt werden, wird man Erhebendes hören. Auch dort spricht man vom Krieg als einer großen Mission oder erschütternden Exerzitien und begrüßt vielerorts ein neues Erstarren des religiösen Lebens. Die Priester, die im französischen Heere dienen müssen, wirkten vielfach als „unoffizielle Kapläne“, noch ehe die Regierung sich herbeiliess, bezüglich der Feldgeistlichen und Krankenpflegenden Ordensleute Zugeständnisse zu machen. In den Kriegsschilderungen drüben ist bereits eine stehende Figur der „Priestersoldat“, der die rechte Hand einen Augenblick vom Gewehr nimmt, um einem sterbenden Kameraden neben sich die Lossprechung zu erteilen, der mit dem Offizierssäbel zwischen den Knien dasitzt und Beicht hört, der ungewohnt große Gemeinden bei seinen Gottesdiensten um sich sieht, ohne daß man Menschenfurcht oder die „klerikale Gefahr“ weiterhin zu kennen schiene, der verwundet auf dem Schlachtfelde zu Kameraden kriecht, um ihnen im Tode beizustehen. Wenn man die ausländischen Blätter verfolgt, ist man anfangs nicht wenig überrascht, fast jedem schönen Zug auf der einen Front einen ähnlichen auf der feindlichen, wenigstens im einzelnen, an die Seite stellen zu können. Insbesondere der großen Masse der bemitleidenswerten russischen Soldaten wird niemand den religiösen Sinn abstreiten. Als eine Besucherin russischer Verwundeter zu Wien einen lobte, daß er das von seinem teuern Mütterchen ihm beim Abschiedssegens um den Hals gehängte Kreuz in Ehren halte, antwortete er: „Das ist doch selbstverständlich! Wir alle haben ein Kreuz oder ein kleines Heiligenbild bei uns. Das darf man doch nicht verlieren.“¹

Man kann darum von einer so allgemeinen Bezeugung des religiösen Glaubens im Weltkriege sprechen, wie sie kaum jemand erwartet haben mag. Freund und Feind, Sieger und Besiegte beten. Es ist unendlich kurzfristig und engherzig, daß einige die Anrufung Gottes bei ihren Feinden verbieten oder ohne weiteres für unaufrichtig ausgeben wollen. Wie französische Stimmen die religiösen Äußerungen der Dreibundskaiser als skandalös und gefährlich für den Gottesglauben hinstellten, nicht etwa nur Katholiken, sondern auch die Protestanten², so vermuteten deutsche Freidenker den lieben Herrgott in Schwierigkeiten deshalb, weil sowohl Franzosen als Deutsche ihn anriefen. Sonderbar war dabei, daß sie im gleichen Atemzug das Vaterland als Organisation des nationalen Egoismus ver-

¹ Reichspost Nr 573, 2. Dezember 1914.

² Christliche Welt Nr 43, 22. Oktober 1914.

bächtigten und sittliche Wahrheiten, Künste, Wissenschaften usw. als Einigungszentren der Nationen priesen. Nun, wie Wahrheit und Sittlichkeit international sind, so auch Gott; wie aber jeder der Kämpfer, soweit er guten Glaubens ist, sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit berufen darf, so auch auf Gott, der die wesenhafte Wahrheit und Güte ist. Gott steht über den Kämpfern, soweit sie nur Nationen vertreten; Gott steht beim Recht. Gott verschmäht aber das Gebet des Gutgläubigen nicht, der im Irrtum um Unrechtes fleht; er hört es, lohnt es, erhört es in seiner göttlichen Weise. Der Mensch hat das Bedürfnis, nach einem lebendigen Hort und Schirmer des Guten auszuschaun, und dieses Bedürfnis täuscht ihn nie. Es wäre entsetzlich, gerade in unsern Tagen, wo so Grauenvolles von Millionen Irreführter getragen wird, wenn ihnen nicht ein Belohner und ein Lenker zum letzten Ziele lebte. Eben daß so allgemein, wie es uns vor Augen steht, und in so ernsten, aller Unwahrheit abholden Stunden das Gottesbedürfnis empfunden und der Gottesglaube bekannt wird, bürgt für die Wahrheit: Es gibt einen Gott, einen Vater der Menschen.

Ja, einen Vater der Menschen! Auch das muß betont werden: wonach die Menschen sich jetzt sehnen und wen sie bekennen, das ist der persönliche Vater. Von jenem verschwommenen „Göttlich-Kosmischen“ usw., wovon man noch im Juli so viel zu hören bekam, ist vielleicht noch in den Erzeugnissen einiger Feuilletonschreiberinnen die Rede, nicht in den Feldpostbriefen. Zum Gott des Vaterunsers, zum persönlichen Gott der weisen, gerechten, liebevollen Vorsehung rufen draußen die Krieger, daheim die Wehbeladenen.

Möge immerhin die atheïstische französische Regierung im Gegensatz zu den Besten des unglücklichen Landes ihren selbstmörderischen Krieg gegen Gott weiterführen, möge man in Frankreich beklagenswerte Zivilgefangene, die trotz des Verbotes sich erkönnen zu beten, wegen dieses „Deliktes“ zu vier Tagen Gefängnis verurteilen¹, anderswo wird man es nicht bereuen, sich vor Gott in Demut geneigt zu haben. In Gott werden dann, wenn die Kämpfe vorüber sind, die Völker sich wieder zum Frieden finden. So hoffen wir. Schon jetzt, während Engherzigkeit und Verständnislosigkeit das Gebet der Gegner zu dem einen Gott verpönen möchten, finden sich Feinde an seinem Herzen zusammen. Die deutschen Soldaten gehen in Frankreich zu den französischen Priestern beichten; sie drängen sich in die

¹ Reichspost Nr 537, 11. November 1914.

fremdsprachigen Nachmittagsgottesdienste. „Lebhaft habe ich bedauert, daß nur wenige meiner Kameraden die Worte erfassen konnten, die der ehrwürdige, alte Priester, ein aus dem Orte stammender Bischof, an uns richtete. Da war nichts von Haß und Feindschaft, aber innige Bitte an Gott um Frieden, ein Appell an unser deutsches Herz, um Rücksicht und Milde den Einwohnern gegenüber flehend, unter Hinweis darauf, daß wir alle, alle in der ganzen großen Welt Brüder seien, beseelt von dem einen Wunsche, dereinst vor unserem Vater im Himmel bestehen zu können. Kurz vor der heiligen Kommunion wurde Generalabsolution erteilt, ein ergreifender Augenblick. Ein Priester aus und in Feindesland versöhnt uns mit Gott! Und alle, ja ich kann sagen alle Offiziere und Mannschaften kamen. Waffengeschmückt, die herrliche Zierde eines tapfern Kriegers, traten sie demütig zur Kommunionbank.“¹ Französischen Gefangenen wurden in Deutschland liebliche Erstkommunionfeiern veranstaltet, zu denen die deutschen Kinder ihre schönsten Lieder sangen. Gefangene, die in Deutschland starben, wurden mit allen Ehren von Feind wie Freund zu Grabe geleitet und vom „feindlichen“ Priester zur ewigen Ruhe eingesegnet. Vous êtes très bons, sagten die Leute in Frankreich, wenn sie sahen, mit welchem heiligen Ernste man ihre toten Krieger begrub. Ist es nicht erhebend, wenn bei einem der schönen Bazarettgottesdienste in der Bergkaserne zu Münster zwei prächtige deutsche Unteroffiziere das Kommuniontuch halten, und 30 gefangene Feinde treten heran, um das Sakrament der Liebe zu empfangen? Der Gottesglaube ist das Größte zum Krieg wie zum Frieden.

¹ Münsterischer Anzeiger Nr 934, 27. November 1914.

Otto Zimmermann S. J.